

Richard und Brigitte Straube

WAS FÜR EIN HERR!

Erlebnisse und Erfahrungen
mit dem lebendigen Gott



Richard und Brigitte Straube

Was für ein Herr!

Erlebnisse und Erfahrungen mit dem lebendigen Gott

Best.-Nr. 271 706

ISBN 978-3-86353-706-7

Wenn nicht anders angegeben, wurde folgende Bibelübersetzung verwendet:

Lutherbibel, revidiert 2017,

© 2016 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart.

Außerdem wurden verwendet:

Lutherbibel, revidierter Text 1984,

© 1999 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart. (LUT84)

Menge-Übersetzung, Text von 1939,

übersetzt von Hermann August Menge,

© 1994 Deutsche Bibelgesellschaft, Stuttgart. (MeÜ)

Schlachter-Übersetzung

Version 2000, © 2003 Genfer Bibelgesellschaft. (SLT)

1. Auflage

© 2020 Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg

www.cv-dillenburg.de

Satz und Umschlaggestaltung: Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg

Umschlagmotiv: Photo by Dominik Schroder on Unsplash

Druck: ARKA, Cieszyn

Printed in Poland

INHALTSVERZEICHNIS

Sehr persönliche Erfahrungen mit Gott	7
Begegnung im Supermarkt	11
Das war einmal	16
Gott schafft Kälte und Wärme	19
Erste Erlebnisse im neuen Leben	23
Aufräumen!	27
Kinderlosigkeit – ein Segen?	31
Wegweisungen Gottes	36
Mut machende Anfänge	47
Der neue Auftrag	58
Die Fleischtöpfe Ägyptens	63
Verrückt geworden	68
Bilderbuchstart	77
Lernen in Gottes Schule	84
Aussprüche zum Thema Arbeit	87
„Dös koa i net!“	93
Ein heißer Tag	98
Gottes Wort in meinem Alltag	103
Auf der Berg- und Talbahn	109
Dank – ein freudiges Opfer?	113
Ein Erlebnis mit Nachwirkungen	116
Gott erweitert unsere Grenzen	122
Hallo, Jesus – hier bin ich!	133
Sorgen festhalten?	143
Medizin gegen Sünde	146
Ein falsches Wort war das richtige	152

Den Grund gefunden? 154
Nestor als Therapeut 161
Gottes Wort, wie man es erleben kann 166
Ein Neuanfang im Auftrag Gottes 174
„Ruf mich doch mal an ...“ 179
Wir sind doch wer! 188
Was danach geschah 193
Führung zum help center 196
Immer noch abhängig vom HERRN 199

SEHR PERSÖNLICHE ERFAHRUNGEN MIT GOTT

Drei große Abschnitte waren für uns in unserem Leben prägend:

1. Kurz nach unserer Hinwendung zu Jesus Christus wurden wir bereit, in unseren erlernten Berufen unserem Herrn Jesus zu dienen. Wir arbeiteten beim Evangeliums-Rundfunk (ERF) mit, wo wir – vom Sendebeginn 1961 an – zehn Jahre lang deutschsprachige Sendungen gestalteten.
2. Neben diesem hauptamtlichen Dienst fingen wir gleichzeitig eine Kinderarbeit in einem sozialen Brennpunkt an, in dem wir mit Menschen konfrontiert wurden, wie sie uns früher nie begegnet waren.
3. Und schließlich gründeten wir 1970 den Verein „help center e. V“, der sich zum Ziel setzte, Menschen in massiven Schwierigkeiten seelsorglich zu helfen.

Dieses Buch soll keinen kompletten Lebenslauf von uns wiedergeben. Was wir zu berichten haben, ist nicht chronologisch geordnet. Wir wollen einfach einzelne Erlebnisse erzählen – bunt durcheinander, wie das Leben so ist. Wir haben so viel mit unserem Gott erlebt, dass wir nicht schweigen können! Und wir wünschen uns, dass auch unsere Leser ins Staunen kommen: Was für ein HERR ist doch der lebendige Gott!

Wir wünschen, dass Sie durch das Lesen gesegnet werden und Mut bekommen, sich diesem herrlichen Gott rückhaltlos anzuvertrauen. Was für ein HERR ist er!

Richard und Brigitte Straube

Wer von den beiden Autoren den jeweiligen Artikel verfasst hat, geht im Allgemeinen aus dem Inhalt hervor. Wenn nicht, steht bei der Überschrift des Kapitels ein (bri) für Brigitte oder ein (ri) für Richard.



Ehepaar Straube in den 1950ern



Straubes 2009



Straubes 2011



Ehepaar Straube feiert Eiserne Hochzeit, 2015

BEGEGNUNG IM SUPERMARKT

*Nicht uns, HERR, nicht uns, sondern deinem Namen gib
Ehre um deiner Gnade und Treue willen! (Psalm 115,1)*

„Darf ich Sie etwas fragen?“ , so spricht eine Kundin im Supermarkt meinen Mann an. „Heißen Sie mit Vornamen Richard?“

„Ja“, war seine erstaunte Antwort.

„Und das da drüben am Regal, ist das Ihre Frau?“

„Ja“, entgegnet er.

„Und heißt die vielleicht Brigitte?“

Ein drittes „Ja“ war die Antwort.

Ich war inzwischen aufmerksam geworden, ging zu meinem Mann hin und hörte ein freudiges: „Dann sind Sie Ehepaar Straube!“ Und wieder bekam die Fragende ein „Ja“.

Aber jetzt waren wir es, die erstaunt zurückfragten, woher sie uns kenne. Da brach es in richtiger Begeisterung aus ihr heraus: „Sie beide haben uns eine so frohe und sonnige Jugend beschert mit Ihren Kinderstunden in der Margarethenhütte!“

Wir waren baff. Nach mehr als 40 Jahren kommt ein „Danke schön“ für frohe Stunden, die wir Kindern bereiten durften.

Wir standen noch eine kurze Weile beieinander und tauschten Erinnerungen über diese Zeit unserer Bekanntschaft aus. Dann ging die Frau fröhlich ihrer Wege.

Später, als wir auf dem Parkplatz unsere Sachen ins Auto packten, stellte sich heraus, dass unsere Autos fast nebeneinander geparkt waren. Zum Abschied bezeugte sie uns noch, dass sie Jesus noch immer lieb habe. Dann fuhr sie ab.

Was war da vor über 40 Jahren gelaufen?

Als wir beide unsere Tätigkeit beim Evangeliums-Rundfunk in Wetzlar begannen, bekamen wir eine Wohnung am Stadtrand von Gießen. Es war nicht gerade eine besonders schöne Gegend, aber bei der Wohnungsknappheit damals waren wir froh, so schnell eine Wohnmöglichkeit gefunden zu haben. Wir hatten durch einen christlichen Geschäftsmann die leerstehende Wohnung des Hausmeisters in seiner Steppdeckenfabrik am Rande dieser Gegend bekommen.

Es gab damals noch keine offiziellen „Industriegebiete“, aber man hätte die Gegend mit etwas gutem Willen vielleicht so bezeichnen können. Es war ein weites Gebiet, das gleich hinter dem Gießener Güterbahnhof begann und sich bis zum Lahnufer und daran entlang ausbreitete. Wir fanden Tanklager, Schrottplätze, Autofriedhöfe und dazwischen auch mal eine kleinere Fabrik oder Werkstatt. Ansonsten war es dort recht unwirtlich.

Was uns verwunderte, war eine mittelgroße Wohngegend, die sich etwa 50 m von unserer Wohnung entfernt bis ans Lahnufer hinzog. Als wir sie mal bei Tageslicht betrachten konnten, erschrakten wir über die ungepflegte und verkommene Siedlung. Es waren drei langgestreckte, zweigeschossige Wohnhäuser, in denen etwa 20 Familien wohnten. Aber diese Häuser verdeckten zunächst die große Armut, die dahinter kam. Einige Holzbaracken waren noch komfortabel gegenüber den Güterwaggonen, die dort mit ihren Rädern in den Boden eingegraben waren und in denen jeweils zwei Familien untergebracht waren. In der Mitte der Siedlung war ein Brunnen mit Schwenkpumpe, an dem die Bewohner ihr Wasser holen mussten. Was uns aber noch mehr erschütterte, waren die unzähligen Kinder jeden Alters, die uns schon in der Dunkelheit der winterlichen Morgenfrühe begegneten, wenn wir zum Bahnhof gingen, um nach Wetzlar zum Dienst zu fahren.

„Gibt es so was in Deutschland?“, fragten wir uns. Wir waren so blauäugig, dass wir dachten, solche Elendsviertel gäbe

es höchstens im Ausland. Aber die Tatsachen lehrten uns das Gegenteil. Und sogleich drängte sich die Frage in unsere Gedanken: „Wer sagt diesen Kindern etwas von Jesus?“ Denn ohne ihn, das war uns klar, würden sie niemals aus solchem Schmutz und der Verkommenheit herausfinden. Sofort begannen wir, für diese Kinder zu beten, dass ihnen doch jemand von Jesus erzählen möge.

Aber da machte sich Gottes Stimme bemerkbar und sagte zu uns: „Was meint ihr, warum ihr hier diese Wohnung bekommen habt? Wer sonst könnte den Kindern besser die frohe Botschaft bringen als ihr?“

„Wie bitte, Herr? Wir? Wir haben doch keine Ahnung, wie man so was macht. Da gibt es doch kompetentere Menschen, die das machen könnten!“ Aber unser Herr ließ nicht locker – und nach drei Tagen hängten wir uns ans Telefon und riefen unsere Seelsorgerin in unserer Heimatgemeinde an. Wir fragten sie: „Schwester Betty, wie bekommt ein Christ einen göttlichen Ruf?“ Sie antwortete spontan: „Not z. B. ist ein Ruf!“ Nun erzählten wir ihr unser Erleben und die Gedanken, die uns so bedrängten. Noch einmal wiederholte sie: „Ihr lieben Straubes, NOT ist Gottes Ruf an euch!“

So, nun wussten wir klar, was Gott von uns erwartete, und wir sagten mit Zittern und Zagen: „Ja, Herr, wenn du das willst, wollen wir diesen Kindern von dir erzählen!“

Was wir dabei noch nicht wussten, war, dass Gott bereits vorgesorgt hatte. Denn als wir dem Prediger unserer Gemeinde von unserem Vorhaben erzählten, sagte er uns, dass genau dort in dieser unwirtlichen Gegend ein Mitglied der Landeskirchlichen Gemeinschaft eine kleine Drahtzaunfabrik besaß. Er brachte uns mit diesem Bruder in Verbindung, und schon am nächsten Samstagnachmittag ging der mit uns in seine Fabrik und überließ es uns, einen Raum auszusuchen, in dem wir Kinderstunden abhalten könnten. Wir wählten den Aufenthaltsraum seiner Arbeiter, denn dort konnten die Kinder nicht so leicht etwas kaputt machen.

Nun standen wir vor der nächsten Frage: Wie kommen wir an diese Kinder heran? Das war nicht ganz einfach, denn schon in den wenigen Tagen, die wir dort wohnten, hatten wir bemerkt, dass die Bewohner dieser Siedlung Fremden gegenüber scheu waren. Wir beteten und sagten: „Herr Jesus, wie sollen wir das anfangen – was können wir tun? Du bist doch ohne Scheu zu den Menschen gegangen, weil du wusstest, dass sie ohne dich verloren gehen, selbst mit unheilbar Kranken hast du dich eins gemacht. Zeig uns einen Weg zu ihnen.“

Wir hatten kaum „Amen“ gesagt, da fiel uns ein, dass wir einen kleinen Vervielfältigungsapparat besaßen. „Das ist es“, sagte Richard. „Wir müssen Einladungen verteilen.“ Und gleich setzte er sich hin und entwarf einen kleinen Handzettel, den wir dann vervielfältigten. In besonders großen Buchstaben stand darauf:

„Weißt du das: Der Herr Jesus hat dich lieb!“

Im Weiteren luden wir alle Kinder ein, am nächsten Samstag um 15 Uhr zur Kinderstunde in die Fabrik von Herrn D. zu kommen. „Wir wollen mit euch schöne Lieder singen und Geschichten vom Herrn Jesus erzählen.“

Am Sonntagmittag gingen wir in die Siedlung, um diese Einladungszettel zu verteilen. Zuvor baten wir Jesus, dass er uns seinen Auftrag noch einmal bestätigen möge dadurch, dass wir alle Handzettel loswürden. Wir hatten ja keine Ahnung, wie viele Kinder dort wohnten. – Aber, oh Schreck, kein einziges Kind war zu sehen. Alles leer und die ganze Siedlung wie ausgestorben. Sollte das jetzt eine Absage durch Gott sein? Nein! Wir wollten es genau wissen und machten noch einmal die Runde. Und plötzlich taten sich die Haustüren auf, und eine Menge Kinder erschien und umringte uns neugierig. Wir gaben allen einen Zettel, und es blieb uns nur noch einer übrig. Etwas verunsichert gingen wir zurück zu unserem Haus. Als wir die Haustür aufschlossen, kam atemlos ein kleines Mädchen – vielleicht sechs Jahre alt – angerannt und rief laut: „Gib mich auch noch ein für mein Bruder.“ Mit diesen

Worten riss sie mir förmlich den letzten Zettel aus der Hand. – Oh, wie glücklich waren wir über diese Antwort Gottes!

Im Laufe der Woche bereiteten wir uns auf unsere erste Kinderstunde vor. Würden sie kommen? Und wenn es nur zwei oder drei wären, wir wollten ihnen von Jesus erzählen. Wir gingen rechtzeitig zur Fabrik hin, um alles ein wenig vorzubereiten. Dann kamen die Ersten etwas zögernd, danach weitere und schließlich rannten sie uns entgegen, ihre Augen groß und voller Erwartung.

Es waren mehr als 30 in der ersten Kinderstunde, und am nächsten Samstag waren es noch mehr.

Schon damals merkten wir: Wenn Gott einen Weg mit einem Menschen gehen will, sind das oft merkwürdige Wege. Darum lohnt es, sich solche Wege zu merken.

DAS WAR EINMAL ... *(bri)*

Denken Sie nur ja nicht, wir wären fromm vom Himmel gefallen! Im Gegenteil: Alles, was mit Gott zu tun hatte, stand für mich am Rand bis außerhalb meines Lebens. Es betraf mich kaum oder nie. Zu Hause hörte ich immer nur Kritik an denen, „die sich für fromm halten“, z. B. unsere Nachbarin, die, wenn ein Gewitter war, mit ihren Kindern betete, während wir am Fenster standen und ungerührt Blitze und Donner betrachteten.

Die stark politisch ausgerichtete Erziehung in der Schule war nicht dazu angetan, sich für Gott oder gar die Bibel zu interessieren.

Deutsche Götter- und Heldensagen im Religionsunterricht der 30er-Jahre waren viel interessanter als das Auswendiglernen von Bibelsprüchen später in der Konfirmandenzeit.

Als ich am Anfang meiner Berufstätigkeit war, hatte bereits die politische Richtung von Braun nach Rot gewechselt. Ich lebte in Ostberlin und war beim dortigen Rundfunk beschäftigt. Da war man auch nicht sehr interessiert an christlichen Werten oder gar an Gottes Wort. Dafür gab es ja Leute, die das studiert hatten und sich damit auskannten. Ich packte mein Leben selbst an.

Glauben Sie nicht, ich hätte darüber Minderwertigkeitskomplexe gehabt oder wäre mir gar schlechter vorgekommen als die „Kirchenläufer“.

Den ersten Menschen mit einer echten Beziehung zu Gott lernte ich kennen, als ich vor meiner Heirat stand. Es war die

Mutter meines zukünftigen Mannes. Als ich sie näher kennenlernte, war ich verwundert, dass es ganz normale Menschen geben kann, die selbstverständlich in ihrem Leben mit Gott rechnen, ihn recht gut kennen und sich sogar in der Bibel zurechtfinden, um in ihr lesen zu können. Ich achtete seine Mutter sehr – sie war für mich nicht die übliche „Kirchenläuferin“. Ich merkte, wie ernst sie die Dinge nahm, wie sie sich bemühte, unser Verständnis dafür zu wecken, wer Gott und wer Jesus ist. Welchen Wert sie für ein Menschenleben haben. Aber für Richard und mich hatte das letztlich keine Bedeutung. Wir genügten uns und kamen sehr gut ohne Gott zurecht.

(ri) Freilich, ein bisschen anders waren die Voraussetzungen bei mir schon. Ich wurde nämlich umbetet, als ich noch im Leib meiner Mutter lebte. Denn sie war während ihrer Schwangerschaft zum Glauben an Jesus gekommen. Deshalb hat sie für mich – ihr drittes Kind – schon vor meiner Geburt gebetet. Mein Vater, alle meine Geschwister und ich fanden es selbstverständlich, dass wir sonntags in die Kirche gingen – für einen Firmeninhaber und seine gutbürgerliche Familie war so etwas damals selbstverständlich. Es gehörte sich einfach so. Aber bei meiner Mutter war das anders: Sie hatte wirklich das Bedürfnis, unter der Herrschaft des Herrn Jesus zu *leben*. Unaufdringlich, aber konsequent lebte sie uns das vor.

Ich erinnere mich noch, wie ich am Ende des Zweiten Weltkriegs als 17-Jähriger noch Soldat werden musste. Ich fragte meine Mutter damals: „Mutti, wie verkraftest du das eigentlich? Mein älterer Bruder Martin ist schon seit vier Jahren im Krieg, ich muss nun auch gehen. Und du weißt nicht, ob du uns je wiedersehen wirst!“ Da sagte sie zu mir: „Junge, ich habe euch abgegeben an meinen Herrn Jesus. Ich habe ihm gesagt: ‚Herr, ich habe getan, was mir möglich war, um meine Kinder in deinem Sinn zu erziehen und sie mit dir bekannt zu machen. Nun kann ich nichts mehr tun – außer beten. Ich gebe

sie ab an dich, führe du sie weiter!“ – Als ich 14 Tage später bereits an die Front kam und kurz darauf schwer verwundet wurde, konnte ich mir nicht vorstellen, ob und wie mein Leben weitergehen sollte. Zeitlebens hatte ich Hochachtung vor meiner Mutter, war dankbar für ihr Christsein, das sich auch in der schweren Zeit nach dem Krieg mit dem totalen Verlust von Haus und Heimat, mit Ängsten, Krankheiten und Hunger so positiv hervorhob. Aber Christ wurde ich nicht. Ich lebte und liebte mein Leben und begriff noch lange nicht, warum ich Jesus nötig haben sollte. Noch viele Jahre musste meine Mutter für mich – und später auch für meine Frau – beten, bis wir endlich im sechsten Jahr unserer Ehe zu Jesus fanden. Aber das hat sie noch miterleben dürfen!

GOTT SCHAFFT KÄLTE UND WÄRME

1956 lebten wir in Stein bei Nürnberg. Mein Mann arbeitete bei der weltbekannten Firma „Faber-Castell“ als Texter in der Werbeabteilung. Eines Abends – im Februar – wollten wir in das kleine Kino des Ortes gehen. Ein langersehnter Film lief dort. Aber wir erlebten eine Überraschung!

Über Nacht war es lausig kalt geworden. Es hatte einen richtigen Temperatursturz gegeben (die BILD-Zeitung schrieb von einer „Jahrhundertkälte“). Als wir nun zum Kino kommen, steht der Besitzer vor der Tür. Er habe keine Lust, für zwei oder drei Personen seinen Schuppen zu heizen (Originalton des Kinobesitzers!). So eine Pleite! Und das ist der letzte Abend, an dem dieser Film bei uns hier läuft! Was machen wir nun mit dem angebrochenen Abend und unserer Enttäuschung?

Da kommt uns in den Sinn, dass wir doch eine Einladung haben. Na ja, keine sehr attraktive, aber besser als gar nichts. Im Ort beginnt nämlich heute Abend eine Evangelisation (das Wort war uns völlig fremd). Alles, was wir über diese Veranstaltung wussten, war, dass ein Verkündiger zwei Wochen lang jeden Abend in der Landeskirchlichen Gemeinschaft predigte. Wir fanden es zwar etwas übertrieben, 14 Abende hintereinander Predigten anzuhören – aber wir hatten höflich zugesagt, dass wir (mal) hinkommen würden. Heute war der erste dieser Abende, und nun: Kino war nicht – nach Hause wollten wir nicht. Also konnte man ja heute mal in diese

evangelische Predigt gehen – damit hätten wir dann unsere Höflichkeitspflicht erfüllt! Mit etwas Neugier, aber wenig Interesse gingen wir also dorthin. Aber mit einem hatten wir nicht gerechnet – und das war Gott. Er sieht auch durch die desinteressierte Fassade, wo ein Herz auf der Suche nach etwas Besserem ist.

An diesem ersten Abend waren wir so angesprochen von der Art der Verkündigung, dass wir an jedem der folgenden Abende hingingen.

Nach etwa zehn Tagen lud der Redner für den nächsten Abend zu einer Gebetsversammlung ein. Sie sollte den interessierten Teilnehmern Gelegenheit geben, im Beisein der Gemeinde durch ein Gebet Jesus anzunehmen.

Wir gingen sehr nachdenklich nach Hause. Noch lange unterhielten wir uns darüber, was wir tun wollten. Eines stand fest: Wir hatten begriffen, dass es bei Gott nur zwei Sorten Menschen gibt: nicht Gute und Böse, Weiße und Farbige, nicht Katholiken und Protestanten, nein, sondern nur Gerettete und Verlorene. Das machte uns nachdenklich, denn verloren gehen, was auch immer das bedeuten mochte, wollten wir nicht.

Und wenn es dazu nötig war, dass man Jesus in sein Leben lässt, wollten wir das tun. Was aber, wenn dieser Redner dort nun ein Mensch war, der uns nur für irgendeinen Verein oder gar eine Sekte kassieren wollte? Wir hatten ja so wenig Ahnung von Glaubensdingen. Wir holten unsere Bibel heraus, bliesen den Staub runter und fingen an zu suchen, was darin über unser Problem steht. Aber, o weh, wo sollten wir etwas finden? Seitenlang immer nur Mose und wieder Mose – dann Namen, die uns kein Begriff waren. Wir waren ratlos und merkten: Die Bibel können wir nicht heute Nacht durchlesen, um zu wissen, was wir tun sollen. Da war es ja einfacher, in einem 20-bändigen Lexikon was zu finden! Wir legten die Bibel wieder weg. Es wurde immer verworrener, was sollten wir machen?

Außerdem hatten wir noch ein ganz persönliches Problem. Am nächsten Abend war der Betriebsfaschingsball der Firma, in der Richard arbeitete. Darauf hatten wir uns schon ein ganzes Jahr gefreut. Fasching gehörte zu unserem Leben. Und das Wichtigste diesmal war, dass wir eine Einladung an den Vorstandstisch der Firma Faber-Castell bekommen hatten. (Sollten wir uns eine solche Ehre entgehen lassen?)

An diesem Abend haben wir zum ersten Mal Gott in unser Herz schauen lassen. Wir sagten ihm all unsere Bedenken und Unsicherheiten und baten ihn, wenn das wirklich dran sei, dass wir uns bekehren, dann möchte er doch bitte dafür sorgen, dass wir morgen Abend zu dieser Gebetsversammlung gingen.

So, das Problem waren wir los – das hatten wir Gott aufgehalst. Nun konnten wir schlafen gehen.

Am nächsten Abend, als wir gegessen hatten, war es gar keine Frage mehr, was wir tun sollten. Wir machten uns ganz selbstverständlich auf den Weg in das Gemeindehaus. Die Faschingskostüme blieben unbeachtet im Schrank hängen.

Als wir am Ende der Stunde – jeder persönlich – im Gebet Jesus unser Leben gaben, dachten wir nicht mehr an Sekte oder Ähnliches; wir waren einfach froh, diesen Schritt getan zu haben.

Am Morgen des nächsten Tages traf ich im Treppenhaus die Mutter einer leitenden Mitarbeiterin der Firma Faber. Sie fragte recht besorgt, ob ich krank wäre. Als ich das verneinte, sagte sie: „Sie beide sind gestern Abend beim Faschingsball sehr vermisst worden.“ Darauf konnte ich nur fröhlich antworten: „Ach, wissen Sie, wir hatten gestern Abend etwas Wichtigeres vor!“ – „Etwas Wichtigeres?“, kam die erstaunte Rückfrage. (Konnte etwas wichtiger sein, als beim Grafen Faber am Vorstandstisch sitzen zu dürfen, um zu feiern?)

Ihr großes Erstaunen zeigte mir, dass sie das nicht verstehen konnte. So erzählte ich, dass wir uns in der Evangelisation bekehrt hatten, und „das ging nur gestern Abend“, so sagte

ich. Ich wusste damals ja noch nicht, dass man das jederzeit tun kann und darf. Wie gut! Sonst wäre der Abend vielleicht doch beim Faschingfeiern vergangen.

Aber eins ging mir später auf: Ich habe nie mehr so unbeeindruckt und ohne Aufregung ein Zeugnis von Jesus gegeben wie bei diesem Gespräch im Treppenhaus.

Das Schönste war, dass wir beide, mein Mann und ich, Jesus in unser Leben hineinnahmen. Und so erlebten wir in der Zukunft miteinander, wie Jesus unsere verfahrenere Vergangenheit vor Gott ordnete – wie er begann, unsere Gegenwart mit Gottes Willen in Einklang zu bringen.

Von da an begann unser Leben, sich auf Gott hinzubewegen anstatt wie bisher von ihm weg; und es änderte sich manches bei uns. Dank der äußeren Eiseskälte (die Gott sicher extra unserer wegen geschaffen hatte) kam nun Wärme in unser Leben.

ERSTE ERLEBNISSE IM NEUEN LEBEN *(bri)*

Unsere Hinwendung zu Jesus hatte unerwartete Folgen. Zuerst merkten wir, dass so manche gute alte Freunde nicht mehr so großen Wert auf unsere Bekanntschaft legten. Wir wurden zwar nicht angefeindet, aber doch mehr und mehr gemieden. Es ist ja schließlich auch peinlich, beispielsweise mit Leuten essen zu gehen, die es selbst in einer Gaststätte nicht lassen können, vor dem Essen ein stilles Gebet zu halten!

Oder wenn einem jemand hinter vorgehaltener Hand einen deftigen Witz erzählt, in der Überzeugung, dass er etwas äußerst Lustiges sagt, und er dann kein schallendes Gelächter erntet, sondern höchstens betretenes Schweigen, da ist es ja verständlich, dass er auf unsere Bekanntschaft keinen allzu großen Wert mehr legt.

Aber wir fanden sehr bald neue Freundschaften bei Menschen, die ebenfalls ihr Leben neu ausgerichtet hatten. Geborgen wie ein Kleinkind in der Familie konnten wir nun unsere ersten Glaubenserfahrungen machen.

Eine sehr tiefgehende und einschneidende Erfahrung war, als ich eines Tages merkte, dass zwischen mir und Jesus etwas stand, was mich von ihm fernhielt. Ich spürte immer einen gewissen Abstand zwischen ihm und mir. Bei einem Frauenachmittag sagte die Rednerin u. a.: „Was ist es, das zwischen Ihnen und Jesus steht? Was ist Ihnen wichtiger als er? Ist es vielleicht der Zeitungsroman, nach dem Sie am Morgen greifen – wenn die Kinder zur Schule gegangen sind –, noch ehe